

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 112.

Montag, 24. April

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergr.

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Gräßlich, die roten Backen“, sie spürt Zorn, der wie eine feine Scham ist, „was mag er denken, wenn ich aussehe wie ein aufgeregter Badfisch . . .“

Die Dose klirrt in die Tasche zurück. Maree steht auf. „Ich muß losziehen, glaube ich“, sagte sie, und es klingt forciert. „Gräßlich spät schon. Und ich muß mich noch in meine Abendluft werfen. Übrigens eine Hitze haben Sie hier drin . . .“

„Schon — Maree?“

„Ja, Ball im „Adlon!““

Das klingt wie „oberster Befehl“ und ist ganz weit weg von ihm.

Schweigend hilft er ihr in den Pelz. Im Vorflur brennt Licht. Er schließt auf. Und steht neben ihr, wie sie die Handschuhe überzieht, sieht auf ihre schmalen, weißen Finger, die ohne Ringe sind — und die garten Gelenke, die in dem Seal verschwinden.

„Ist auf der Treppe Licht?“

Ihr Ton ist hell und hochmütig.

„Ja — ich glaube —“

Er macht ihr die Tür auf und drückt draußen auf den Lichtschalter.

Maree gibt ihm die Hand. Eine junge Dame, die irgendwo mit einem Bekannten Tee getrunken hat . . . Sie sagt nichts. Er blüht sich, küßt stumm die Hand in dem weißen Leder — er sieht die schwarzen Stiche darauf, den schmalen Streifen Haut zwischen Stulpe und Pelz.

Maree wendet sich und geht die Treppe hinunter. Der Mann oben wartet vergeblich darauf, daß die Haustüre ins Schloß fällt. Schließlich geht er hinein. Er muß es wohl überhört haben.

Unten steht Maree im Flur. Es ist der Flur eines alten Berliner Hauses, mit dunklen Tapeten und einem winzigen Licht, das nur schwach die Decke erhellt.

Maree steht gegen die Wand gelehnt. Ohne sich zu rühren. Minutenlang steht sie so und spürt nur den wilden Schlag ihres Herzens. Der ganze Flur — die Wände — alles ist ein unheimliches lautloses Schlagen im selben Takt.

Sie steht noch immer, als von draußen die Tür aufgerissen wird und ein breiter untersektler Mann hereinkommt, der sie mißtrauisch beäugt.

„A-Abend“, Inurrt der Mann und bleibt stehen. Die Dame im Pelz sieht ihn an, mit ein paar starren erschreckten Augen.

„Oh“, sagt sie nur. Sie hat eine spröde, ein wenig heißere Stimme. Und langsam geht sie an dem Mann vorbei, zieht ein wenig mühsam die schwere Türhülste und steigt die Stufen herunter . . .

Das war der Abend, an dem ich mich verlobte, sinnt Maree und hebt den Kopf aus der Hand. Es ist jetzt kühler geworden. Die Frösche singen noch immer.

„Hawaiifong“, denkt Maree, aber sie lächelt nicht. Seltsames Erinnern. Ja, an dem Abend verlobte ich mich. Ich muß so ein bißchen wie im Fieber gewesen sein. Musik, Menschen, Blumen, Lichter, Hans Offersdorf hielt mich im Arm und sagte:

„Du bist wie Feuer heute abend, und du sollst mit niemand anders tanzen — liebe Maree — nur mit mir — immer nur mit mir . . .“

Maree beugte sich herab und streichelte den Kopf der Dogge. „Feuer? Wie, Feuer? Was weiß man davon? Wir sind einfach Wesen, die ein bißchen Wärme brauchen, und Nähe und Verstehen. Große Leidenschaft? Was für ein Humbug. Damit haben sich die Leute früher das Leben schwer gemacht oder sich's wenigstens eingebildet . . . Ich möchte wissen, was wir damit sollten. Wir haben keine Zeit für — Einbildungen . . .“

„Ach“, Maree fror ein wenig, sie kuschelte sich tiefer in den Sessel. Dann stand sie auf, in plötzlichem Entschluß. Sie ging die Stufen hinunter, die in den Garten führten, spürte Ali an ihrem Knie und hielt inne, als sie an dem Kiesweg angelangt war. Von hier konnte man die Scheinwerfer des Autos sehen, wenn es um die Biegung im Park bog — — — Maree stand und bläute hinüber, minutenlang. Dunkelblau, unbewegt standen die Bäume in der Nacht.

Langsam ging sie zurück ins Haus. Sie schloß die Verandatür und sah auf die Uhr. Gleich elf . . .

Einen Augenblick zögerte Maree. Dann war sie am Schreibtisch und hob mit rascher Bewegung das Telefon ab.

„Bitte 742. Ja, Fräulein, Schloß Dehringer.“

„Guten Abend, Herr von Dehringer. Hier Maree Offersdorf. Ich wollte nur fragen, ob mein Mann noch bei Ihnen tagt? Nicht? Vor einer halben Stunde? Oh, ich danke sehr. Nein, gar nichts. Gute Nacht, Herr von Dehringer.“

Maree hielt noch den Hörer in der Hand, als sie die Eingangstür gehen hörte. Sie wollte hinauslaufen, aber dann blieb sie stehen — zu regungslosem Lauschen — Peterkens Stimme — und — und Hans.

Aber die ihres Mannes war seltsam unartikuliert — abgerissen — sie hörte ihn auflachen, rauh, kurz . . . und dann unregelmäßig sich nähernde Schritte.

Maree warf den Hörer in die Gabel. Ihre Hände umklammerten die Schreibtischkante. Nur einen Augenblick.

„ . . . und ich hab' nach ihm gerufen — ich . . .“

zuckte es ihr durch den Kopf. Da war sie schon an der Tür. Hans Offersdorf steht ihr gegenüber, seine Rechte tastet durch die Luft und hält sich dann an der Klinke. Sein Gesicht ist sehr rot unter dem blonden Haar.

„Wir, wir hatten ein bißchen schwer zu arbeiten, Ma, und da haben wir — uns ein bißchen aufgefrischt, zum Schluß. Verstehst du doch, Maus, nicht? Komm, einen Kuß. Nicht — du gehst schon raus?“

„Hast du —“ Maree stodt. In ihr ist eine ungeheure Scham. Um keinen Preis der Welt kann sie sprechen jetzt.

Sie läuft die Treppe hinauf, als würde sie verfolgt. Oben steht sie an der Brüstung, aber hinter ihr rührt sich nichts.

Blöde — diese Angst! Maree versucht zu lächeln, aber sie spürt nur etwas hilflos Würgendes in der Kehle.

Sie reißt sich zusammen, langsam geht sie in ihr Zimmer. Das — das ist ja alles nicht so schlimm, es ist vielleicht ganz menschlich. Sicher ist es das. Eine kühle, klare Maree — das Mädchen Maree hat das immer gefunden. Lieber Gott, ein bißchen angetippt! Waren die Jungens doch alle, nach den großen Bällen. Man lachte darüber — wenn's zu schlimm war, durften sie einen eben nicht nach Hause bringen . . .

Ja — aber hier war man zu Hause — — und man startete in den Park — auf die Biegung — und rief an — — „Kommst du? — Kommst du noch nicht? . . . Und wann —?“

Das ist alles anders.

Maree gräbt das Gesicht in ihre Hände. Bin ich kindisch — grübelt sie — bin ich überspannt, daß ich alles so sehe . . .

Sie hört ein Geräusch draußen auf dem Flur, sie bleibt stehen wie gelähmt und lauscht in die Nacht.

Langsam, sehr langsam geht sie ans Fenster. Sie starrt in die Baumkronen gegenüber, die sich wie in stillem Atmen in der Dunkelheit bewegen. Und sie spürt ein plötzliches Zittern, daß sie sich an den Stuhl klammern muß . . .

Warum hatte ich nicht den Mut zu lösen, solange es möglich war.

Aber — habe ich ihn denn nicht geliebt?

„Ich will nicht“, stammelte sie. Angst und Entsetzen überkommen sie, sie gräbt den Kopf in ihre Hände . . . „ich will nicht . . .“

Unten gehen Schritte, eine Tür schlägt. Maree rührt sich nicht. Sie starrt in die Dunkelheit und fühlt die Dinge um sich fremd und feindlich werden, wie ihren eigenen Körper.

Vom Weither rufen noch immer die Frösche . . .

3. Kapitel.

„Bist du endlich fertig, Maree, mit deinem ewigen Herumgelaufe?“ fragte Hannos Stimme aus der Ecke des Zimmers.

„Ja, alles in Ordnung soweit“, nickte Maree zurück und ging ans Fenster.

„Maree — und unser Schach!“ vorwurfsvoll kam Hanno heran.

„Ja, schon gut, Hannolein, ich bin ja da! Ich muß nur gucken, ob Peterken die Hunde draußen hat. Weißt du, übermäßig sympathisch finde ich ja den Zustand nicht, daß wir hier mütterseelenallein sitzen und sämtliche Anechte, Inspektor einbegriffen, Sagd auf diese Polacken machen, die seit Tagen hier herumstreunen.“

„Deshalb ist es doch gut, daß ich da bin, Maree . . .“

„Na ja. Aber bis Mararaunen ist es 'ne gute Stunde —!“

„Dreiviertel, Maree. Ich bin's doch gestern gefahren — und da —“

„Ja mit dem neuen Wagen! Aber die olle Benzintutsche von Stark braucht mindestens zweie, bis sie herübergezockelt kommt —“

Maree trat vom Fenster zurück. Das blasser Licht des Herbstnachmittags fiel durch die niedrigen Fenster, es blieb lange hell, hier draußen in der Ebene. Der Park mit seinen uralten Linden lag an der Rückseite des Herrenhauses. Ach die Linden! Die waren das Schönste hier draußen, wenn sie im Sommer golden wurden und selber wie lebendige Welen, erfüllt von Tausenden und Abertausenden von Bienen. Aber jetzt, Anfang Oktober waren sie schon gelb — es wurde früh Herbst im Osten.

Maree schrat zusammen, und es war doch nur Peterken, der draußen vorbeiging.

„Bist du eigentlich nervös, Maree?“ erkundigte sich Hanno vorwurfsvoll.

„Unsinn, Hanno.“

„Du hast aber irgend etwas — du bist ja ganz woanders, Maree!“

„Ach, keine Idee!“

„Also, dann weiß ich was, Maree! Du machst jetzt Tee! Wir machen's uns richtig gemütlich hier — du sagst doch immer, Tee des Nachmittags, das liebtest du so!“

„Na schön, Hanno. Willst du den Kocher einschalten? Er steht im Büfett — —“

Wenn man sich bewegte, wich das lähmende Gefühl, das irgendwie in der Luft lag. Maree trug die Gedecke zusammen und holte den Rum aus dem Schrank.

„Damit uns die Schloßgeister nicht behexen“, lächelte Maree.

Dann wandte sie sich dem Kamin zu, der seit ein paar Tagen brannte, und warf ein paar Zapfen hinein. Sie kauerte auf dem Teppich und streckte die Hände gegen die Glut.

„. . . wie ein kleines Mädchen sieht sie aus“, sann der Junge, der unbeweglich dabei stand.

„Wundervoll diese Wärme, Hanno, schau dir die Zapfen an! Diese moosigen Häute. Pilze sitzen dran wie kleine Zwerge, da, immer einer neben dem anderen.“

Hanno nickte und dachte, daß, wenn Li Dehringer oder sonst eine Tanzstundenflamme so was geäußert hätte, er wahrscheinlich „kindisch“ gesagt und sie verschoben gefunden hätte. Aber Maree — komisch — Maree war eben was ganz anderes.

„Komm, Tug“, Maree lockte den Terrier, „wärm mich mal ein bißchen, diese Feuchtigkeit hier ist greulich!“

„Frierst du? Gib doch her — die Hände.“

Sie streckte ihm die Hand entgegen, ohne aufzusehen, und fühlte den ruhigen Druck der schmalen, sehnigen Knabenhände. Ob sie lieblosen könnten . . . dachte sie einen Augenblick lang und hob zögernd den Kopf. Aber er starrte seitwärts in die Glut, und sie ließ den Kopf wieder sinken.

Plötzlich zuckte sie zusammen und richtete sich steil in die Höhe.

„Was ist, Maree?“

„Hörst du denn nichts — da! Schritte.“

„Aber Maree — das ist doch Peterken!“

„Es klopfte an der Tür, der Alte trat ein.“

„Ich wollte nur sagen, gnädige Frau, der Ali knurrt in einem fort und rennt an die Gartenmauer und wieder zurück. Es ist doch niemand draußen, den er kennt — oder kann der gnädige Herr schon zurückkommen?“

Es war ganz still, man hörte durch die offene Tür das Winseln der Dogge.

„Mein Mann? Das ist ganz ausgeschlossen. Er kann gar nicht vor heute nacht kommen. Lassen Sie Ali nur draußen, wenn's jemand Fremdes ist, wird er ihn schon stellen!“

Der Alte ging, man hörte seinen schlürfenden Schritt sich auf der Treppe verlieren. Und da kam auch schon die Mamsell die Treppe heraufgeklaut:

„Um Gottes willen, haben gnädige Frau die fremden Leute gesehen? Emma hat sie an der Hintertür gehört, und die Pauline, die sitzt mir da unten und traut sich nicht mehr auf den Gang hinaus!“

„Unsinn, Mamsell, regt euch doch nicht gleich über jeden Menschen auf, der hier reinkommt!“ Maree hatte ein blasses Lächeln auf dem Gesicht. „Ihr wißt doch, daß ewig betrunkene Polacken hier herumlungern!“

„Aber gnädige Frau, diesmal sind's ganz andere! Und wo doch nicht mal der Gärtner da ist, und alle Burschen weg . . .“, das rote, fröhliche Gesicht der Mamsell war bleich geworden, gleich darauf fuhren alle zusammen, eine Frauenstimme kreischte gellend auf.

(Fortsetzung folgt).

Die Bohnensuppe des Kupferkönigs.

Erzählt von Bruno Goebel.

Ein paar befrachtete Teilnehmer am Festbankett der großindustriellen Tagung sahen erkannt auf ihren Nachbarn, den Kupferkönig Ostmann. Was hatte er eben zum Oberkellner gesagt? Er wollte statt der auf der Speisekarte stehenden Schilbfröten eine Bohnensuppe mit Spedwürfeln haben? Bohnensuppe in diesem Kreise? Die Mienen der Herren verrieten Bes fremden.

Heinrich Ostmann wartete geduldig, bis seine anrühige Bohnensuppe kam. Der Oberkellner hob die Nase sehr hoch, als er sie brachte. Der Kupferkönig lächelte nur und aß mit sichtlichem Behagen. Er ließ nichts im Teller.

Als er wieder auffah, erinnerte ihn ein erstaunter Blick an das Ungewöhnliche seines Verhaltens. Da sagte er mit seiner bekannten Gemütsruhe: „Sie wundern sich, meine Herren? Sie meinen, eine Bohnensuppe passe nicht in die wundervolle Speisefolge, die uns hier vorgelegt wird? Für mich schon. Bohnensuppe ist für mich ein Festessen. Zur Erläuterung will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Die Herrschaften haben hoffentlich gegen einen so gewöhnlichen Gesprächsstoff nichts einzuwenden?“ Man nickte mit etwas lauerischem Lächeln. Die Art des Kupferkönigs war bekannt und gefürchtet.

„Also“, begann Heinrich Ostmann gemächlich, „die Geschichte mit der Bohnensuppe fing vor beinahe vierzig Jahren drüben in Colorado an. Ein vertrackter Landmesser, ein Jahr vorher verheiratet, hatte sein letztes Geld zusammen gekraht und suchte nun da in der Halbwildnis nach Gold, Silber, Kupfer und ähnlichem Zeug. Seine Frau hatte er mitgenommen. Nicht nur, weil sie es so haben wollte, sondern auch weil er wußte, daß sie ein guter Kamerad war und ihm fleißig helfen würde.

So zogen die beiden mit zwei Tragtieren und ihren paar Habseligkeiten durch Colorado, bis der Mann eines Tages auf Kupfer sündig wurde. Also schlugen die beiden unweit der Stelle an einem kleinen Bach, ihr Lager auf, und der ehemalige Landmesser begann, einen Stollen in die Bergwand vorzutreiben.

Er muß viel mit Dynamit arbeiten. So hat er seinen Stollen an die zehn Meter tief in den Berg vorgetrieben, als er eine neue Sprengung vorbereitete. Er war mit dem Handbohrer tief in den Berg hineingegangen, weil er eine besonders starke Ladung festspaden wollte. Die Dynamitpäckchen waren in das Loch gestopft, die Zündschnur gelegt und alles ordentlich festgelegt. Damals hatte man es nicht so bequem wie heute; wir drücken aus sicherer Entfernung auf einen Knopf, und die ganze Sache geht friedlich in die Luft. Damals mußte man noch die Zündschnur mit dem Streichholz oder Feuerzeug ankeden und sich dann in Sicherheit bringen.

Unser Kohlengraber hatte das alles besorgt und wollte sich gerade umbrechen und verschwinden. Da wurde plötzlich der Höhleneingang durch einen großen Schatten versperrt. Dem Mann fiel das Herz in die Hosen: Ein Bär!

Das Tier konnte den Menschen im dunklen Gang wahrscheinlich nicht sehen. Es witterte ihn aber, brummte und tappte langsam vorwärts. In drei, vier Sekunden mußte der Zusammenstoß erfolgen. Ausweichen konnte unser armer Landmesser nicht. So kroch er den ganzen Stollen zurück, packte den Handbohrer und wollte sein Leben möglichst teuer verkaufen.

Auf einmal fiel ihm ein, daß in einer Minute hinter seinem Rücken die Hölle losbrechen mußte. Ich kann Sie versichern, meine Herren, es war eine ungemütliche Lage. Die Zündschnur war schon soweit abgebrannt, daß unser armer Kupfergraber sie nicht mehr löschen konnte. Der Funken trock schon in das Bohrloch hinein.

Ich glaube, wir alle hätten es in diesem Augenblick genau so gemacht wie der gute Landmesser. Er brüllte vor Wut und Verzweiflung, als steckte er am Spieß. Er hatte die stille Hoffnung, der Bär würde bei dem Geschrei den Schwanzstummel einstemmen und verschwinden. Leider irrte er sich. Das Tier blieb nur ein paar Sekunden brummend stehen, als suchte es den Gegend genau festzustellen, und kam dann langsam näher.

Die Todesangst trieb unseren armen Freund zu einem verzweifelten Vorstoß. Er stürzte sich mit dem Bohrer auf den Bären. Doch das Tier schlug ihm mit einem Hieb das Eisen aus den Händen. Der Landmesser prallte zurück. Es gab keine Rettung mehr. Es blieb nur ein schwacher Trost: Das dumme Vieh flog ebenso sehr in die Luft wie er.

Heinrich Ostmann lehnte sich behaglich in den Sessel zurück. Es bereitete ihm Freude, seine ängstlich gespannten Zuhörer ein wenig zappeln zu lassen. „Ja, meine Herren“, wiederholte er schließlich, „es war also aus mit unserem guten Kupfermann. Man sagt ja, in solchen Augenblicken husche das ganze Leben eines Menschen wie ein Film am Todesstandbuden vorbei. Meiner Ansicht nach stimmt das nicht ganz. Ich glaube vielmehr, unser Landmesser dachte in diesem Augenblick an die schöne Bohnen-

suppe, die seine Frau vierzig Meter vom Stolleneingang entfernt kochte. Es tat ihm leid darum.

Und wie er so an die Bohnensuppe und an sein armes Weib dachte, das in vielleicht dreißig Sekunden Witwe sein mußte, da stand die Frau plötzlich am Stolleneingang, einen dampfenden Kochtopf in der Hand. Sie hatte nämlich das Gebrüll ihres Mannes gerade in dem Augenblick gehört, da sie im Topf rührte, um die Suppe vor dem Andrennen zu schützen. Nun meldeten sich bei ihr gleichzeitig die Hausfrau und der Kamerad. Sie mußte ihrem bedrängten Mann zu Hilfe kommen — warum hätte er sonst so schreien müssen? — und wollte doch gleichzeitig nicht, daß die Bohnen anbrennten. So rannte sie mit dem Topf in der Hand zum Stollen. Und das war gut so.

Sie glauben nicht, meine Herren, wie geistesgegenwärtig und tatkräftig Frauen manches Mal sein können! Die Heldin unserer Bohnengeschichte tat das einzig Richtige. Sie sah der Bären, hörte den Mann brüllen: „Geh weg, geh weg!“ und lief nicht davon, sondern sie schüttete dem Vieh die kochend heiße Suppe auf den Pelz.

Der Bär heulte vor Schmerz auf, prallte gegen die Wand. Der Mann stürzte an ihm vorbei, streifte ihn dabei noch, packte die Frau um die Hüften und rannte mit ihr aus dem Stollen.

Er hatte gerade am Ausgang einen Haken geschlagen wie ein gehekter Hase, da brach drinnen im Stollen die Hölle los. Die Steindbroden flogen an den beiden Menschen vorbei, dann wälzte sich eine dicke Staub- und Rauchwolke aus dem Stollen. Der halbe Berg schien herausgesprengt zu sein. Nur einer kam nicht zum Vorschein: der Bär.

Von dem fand ich später — Sie werden inzwischen erraten haben, daß ich selbst der ehemalige Landmesser bin —, als ich den Stollen aufräumte, hier und dort einen Fellschinken oder einen Knochen. Den Kochtopf entdeckte ich auch wieder. Er war vollkommen platt gedrückt, und meine Frau — so sind die Weiber nun einmal — heulte über den Verlust. Sie war erst in dem Augenblick getröstet, da ich ihr sagen konnte, daß die Sprengung, die mir ohne die Bohnensuppe verhängnisvoll gewesen wäre, die reichste Kupferader freigelegt hatte, die jemals in Colorado entdeckt worden ist. Da ritt ich nach Denver hinüber, um ein paar Gelbleute zu suchen, fand sie auch und brachte meinem braven Hausdrachen das Neueste in Kochtöpfen mit, einen Rideltopf. Darin kochte sie unser Festmahl: Eine Bohnensuppe mit doppelter Spedwürfelportion.“

Ballon „Prinz Ferdinand“.

Von Arnold Eichardt.

Ein strahlender Tag!

Auf dem großen Sportplatz am Gasometer stehen Hunderte von neugierigen Menschen, drängeln und gucken in die Luft. Es geht sehr lebhaft zu. Keiner will sich die Sensation entgehen lassen, wenn die riesigen gelben und silbernen Freiballons in der nächsten Viertelstunde in die Lüfte steigen. Ein großer Tag für Winterkirchen.

Im Mittelpunkt der Ereignisse steht der Ballon „Prinz Ferdinand“. Der Ballonführer Dr. Gebauer gibt seine letzten Instruktionen an die Haltemannschaften, an die Polizei und an seine Mitsfahrer, Bergassessor Helme und Direktor Stoveres. Alles ist fertig. Die Apparate baumeln zwischen den Seilen. Mit dem Kommando-Wort „Fertig-los“ löst sich „Prinz Ferdinand“ majestätisch vom Erdboden, begleitet von zahllosen Rufen für die Fahrer. „Glück ab“. Ein halber Sandbad und noch einer und fort geht's. Jrgendwohin. Richtung Bayern.

Der Wald steht in voller Pracht und über die ganze Herrlichkeit ziehen, jetzt noch zum Greifen nahe, die dicken Ägel. Die aufgeblasene Konkurrenz der Fliegerei! In strahlender Sonne blinken und blitzen die kleinen Scheiben der Instrumente. Es geht höher und höher.

Dr. Gebauer klopft an das Barometer. „Wir haben heute Glück mit dem Wetter“, sagt er, „und ausgezeichneten Wind“. Die drei studieren eifrig die Landkarten, schieben eine an die andere und sehen vergleichend nach unten, um sich zu orientieren. „Es sieht von hier oben alles anders aus“, Gebauer. Haben Sie eine Ahnung, was das da unten wieder für ein Nest ist?“ fragt Helme und ärgert sich richtig ein bißchen, weil er sich nicht auskennt. Wie oft ist er schon mit dem Wagen durch diese Gegend gefahren! Gebauer schmunzelt. „Ja, das geht allen so, die zuerst mitfahren.“ Er zeigt auf die Karte und dann auf die Landschaft unten. „Schauen Sie mal — hier die Eisenbahnschienen, dort die Wegkreuzung. Na?“ Aber nach 5 Minuten Fahrt weiß Helme schon wieder nicht mehr, wo er hängt. Nun gibt er diese Wissenschaft auf und genießt lieber die wunderbaren Stunden in der himmlischen Ruhe. Das ist alles fast nicht mehr wie Wirklichkeit. Nur ein fernes Hundebellen, das Ruh der Krähe auf der Weide oder das Läuten einer Kirchenglocke erinnert sie an die Erdnähe. Die drei fühlen sich wie die olympischen Götter.

4.63	9.63	14.63	19.63	24.63	29.63	34.63	39.63	44.63	49.63	54.63	59.63	64.63	69.63	74.63	79.63	84.63	89.63	94.63	99.63
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00

Die Stunden gehen viel zu schnell dahin. Bald ist der schöne Traum abgeträumt: langsam muß daran gedacht werden, den Landungsplatz auszufinden. Keinem ist es recht.

Der Ballon fällt nun schon ganz langsam. Immer mehr schweben die drei der Erde zu. „Dort auf der Weide wollen wir landen“, sagt Gebauer. Und jetzt ist der Ballon schon so tief, daß die Befahrung mit den Leuten unten sprechen kann. Wie aus der Erde gewachsen stehen sie plötzlich da. So etwas gibt es doch auch nicht alle Tage. Gebauer schneidet nun die Sicherung am Schleppseil durch, reißt den Ballon auf und, ehe Helme oder Stoeves begreifen können, was los ist, stehen sie mit dem Kopf schon wieder auf der Erde. Noch sind sie alle befangen von dem Zauber, der sie stundenlang festgehalten hat.

Fast alle Bewohner der kleinen Ortschaft Nordbach sind versammelt. Mit Kind und Kegel. Einige auf Rädern, einige sogar mit Kinderwagen. Jeder will etwas sehen und mit den Fremden sprechen. Das kleine stille Reich verliert fast den Atem vor Begeisterung.

Alle Mann müssen helfen, den Ballon zu verpacken. Es ist eine heiße Arbeit für eine Stunde; aber schließlich liegt die Hülle ordnungsgemäß zusammengeschnürt auf einem großen Bauernwagen. Gebauer geht mit Helme und Stoeves zum Bahnhof, um mit dem Vorsteher zu verhandeln. Der Ballon muß mit dem nächsten Anschluß verschickt werden, denn Gebauer hat die Verantwortung übernommen, daß der Ballon mit allem Drum und Dran am nächsten Tag wieder in Winterkirchen ist. Aber da scheint es Schwierigkeiten zu geben. Der gute Mann kann sich nicht entschließen, etwas zu tun, was aus dem Rahmen fällt und sieht in keiner Weise die Dringlichkeit des Transportes ein. Man soll bis Montag warten. Schließlich wird er sogar energisch, schiebt seine Brille zurück und schreibt weiter, um pflicht-treu den Fragebogen auszufüllen.

Die drei fluchen leise vor sich hin. Es bleibt aber nichts anderes übrig, als zu depechieren: „Glatte Landung bei Nordbach stop absenden Ballon wegen Schwierigkeiten der Bahnverwaltung Montag stop Prinz Ferdinand.“

Der Bahnhofsvorsteher, der gleichzeitig auch das hohe Amt des Telegrafensprechers bekleidet, zählt die Worte. Plötzlich aber ruht er, liest noch einmal und legt das Telegrafensformular auf den Tisch. Er schlägt die Haken zusammen, stottert mit den Händen an der Hosennaht irgend einen umständlichen Satz und — verschwindet. Gebauer sieht seine Gefährten verblüfft an. Mit einem Mal haben sie begriffen. Die Unterschrift — wie üblich, der Name des Ballons — ist ihre Rettung. Sie finden sich schnell in ihre Rollen. Gebauer wird nur noch mit „Durchlaucht“ und in der dritten Person angeredet und man wartet man getrost der Dinge, die da kommen sollen.

Und siehe da! Inzwischen ist der Bürgermeister von Nordbach benachrichtigt, der Bahnhofsvorsteher hat sich weiße Handschuhe angezogen und sein Sohn muß sich die Haken ablaufen nach einer passenden Flagge. Jeder spricht leise und mit einem Mal macht man den erlauchten Gästen die Mitteilung, daß es natürlich doch möglich sein würde, einen Extrawagen zu besorgen, um den Wünschen der hohen Gäste nachzukommen. Jeder fühlt, wie aufregend die Stunde ist, die sie erleben. Nur der arme Herr Vorsteher sagt sich stutzend immer wieder dasselbe, daß er es auf jeden Fall und auf alle Arten falsch gemacht habe, obgleich er es doch so gut gemeint hat. Er nimmt sich seinen Irrtum sehr zu Herzen und hofft, daß es ihm gelingen möge, noch Gnade zu finden.

Nach einer halben Stunde wird ein sonst durchsahrender Eil-Zug angehalten. Die hohen Herrschaften steigen ein. Sie verabreden sich mit ein paar loyalen Handbewegungen und hinterlassen begeisterte Dorfbewohner, die nicht vergessen, dem seltenen Besuch ein dreifaches Hoch darzubringen.

So ist der Ballon wenigstens pünktlich zur Stelle!

Der Abenteurer.

Skizze von Ernst Römer.

Man konnte nicht sagen, daß Jonni Spiznees ein ungeratener Sohn gewesen sei. In körperlicher Hinsicht wenigstens traf das Gegenteil zu: Jonni war riesenhaft gewachsen, von gewaltigen Körperkräften und von einer Ausdauer im Schwimmen, die nicht ihresgleichen hatte. Aber gerade diese Eigenschaft war es eben, die seinen Eltern fortwährende Sorgen bereite und ihm schließlich zum Verhängnis werden sollte.

Jonnis Eltern gehörten zur Familie der Delphine, die im westlichen Nordatlantik ihren Stammsitz und ihre Jagdgründe hatten. Zwei Söhne und eine Tochter bereits waren den Spiznees' von jenen heimtückischen Harpunen bahingerafft, die von den Händen der Segelschiffsleute auf spielende Herden geschleudert zu werden pflegte. Da ließ es sich durchaus verstehen, wenn man

Jonni, dem ein unbezähmbarer Wandertrieb innewohnte, voller Besorgnis davor warnte, sich in Gegenden zu verlieren, die den Eltern nicht genau bekannt waren.

Der Ausreißer kehrte eben erst wieder von einer wochenlangen Reise zurück, die ihn bis zur La Plata-Mündung geführt hatte. Von seines ergrimmten Vaters Seitenflößen bekam er das Fell grün und blau gegerbt, die kummervolle Mutter nahm ihm unter Tränen das Versprechen ab, sich nicht mehr aus dem elterlichen Gesichtskreis zu entfernen, so daß Jonni zerknirscht Besserung gelobte.

Bis zum nächsten Mal. Bis sich wieder dieses verteuflerte untergründige Ziehen und Zuden in seiner Nasenspitze einstellte (die für alle Delphine übrigens der zurechtweisende Kompaß ist) und er sich eines Nachts wieder auf die Socken machte. Diesmal nach Osten. In den Englischen Kanal hinein. Mit seinem herrlich grünen Wasser. Durch die Straße von Dover. Bis seine Nase auf die Elbmündung zugeigte. Hier sah er die fremdartigsten Dinge.

Gewiß, an manches hatte er sich erst zu gewöhnen. An das Wasser zum Beispiel. Es war hier so trüb, daß er anfangs beinahe an jedem Fisch vorbeischoß. Und Fische gab es bei weitem nicht so viel wie bei ihm zu Haus. Auch die Familie Tümmler war zunächst von eisiger Zurückhaltung. Man versuchte keine Gängel mit ihm anzufangen, wie unten am La Plata, man ließ ihn einfach links liegen. Das tat wohl so in der nordischen Art. Doch schließlich wurden und blieben sie die besten Freunde. Es waren fixe Kerle, diese Tümmler; bedeutend kleiner als er, aber wendig und schnell, und was das Jagen anbelangte, so konnte er eine ganze Menge von ihnen lernen.

Ja, wenn er nur immer auf sie gehört hätte!

Da war er eines Tages ein gutes Stück elbauwärts geschwommen. Bis nach Brunsbüttel hin: Die Elbe buchtete hier zu einer sehr merkwürdigen Enge ein. So etwas hatte er noch nie gesehen. Gerade wurde ein Tor aufgeschoben und ein Schiff herausgelassen. Dann ging das Tor von selbst wieder zu.

Was das denn wäre, fragte er seine neue Kameraden nach der Rückkehr. Ob man da nicht mal hinein könnte. Er möchte gern alles mitnehmen, wenn er schon mal hier wäre.

„Du bist wohl des Deuwels?“ riefen die Tümmler im Chor. „Das ist doch eine Schleiße!“

„Na und? Was ist denn dabei? Da muß doch Wasser genug sein. Sonst könnten die Schiffe nicht aufschwimmen.“

Die von der Wasserlante stießen sich gegenseitig in die Rippen. Einer sagte: „Denn man to! Dahinter kommt doch der Kanal, du Döskopp. Am anderen Ende ist wieder eine Schleiße. Dann sitzt du in der Sadgasse. Und dich mit deinem langen Leib kriegen sie ja gleich in Sicht.“

Wo der Kanal denn hinginge, wollte er wissen.

„In die Ostsee, du Kieflindewelt. Aber so weit kommst du ja gar nicht.“

Aber Jonni, der Unselige, ließ seine Flossen nicht davon weg. Sein Kribbeln in der Nasenspitze zog ihn bei der nächsten Gelegenheit in die Schleiße hinein ...

Nach zwei Tagen schon waren hier oben die Zeitungen voll davon: ein riesengroßer Fisch sei im Kanal gesehen worden. Ein Tümmler konnte es nicht sein, dafür sei er viel zu groß. Bald stände er vor Holtkenau, bald vor Brunsbüttelkoog. Unter den ansässigen Fischern herrschte große Aufregung, weil das Tier unter den Fischbeständen wütete.

Ein Delphin etwa? Im Kaiser-Wilhelm-Kanal? Das hielt ich für ausgeschlossen. Das läßt ja der Instinkt dieser Tiere gar nicht zu.

Doch die Neugierde trieb mich zum Kanal hin. Und ich sah mit meinen Augen: über die blaue Wasserfläche tumte ein Riesendelphin hin. So groß, wie er mir auf meinen Seereisen niemals zu Gesicht gekommen war. Auf und nieder, auf und nieder stampfte sein runder Speckrücken, wie ein Beseßener tobte er durch den Frieden der holländischen Landschaft. „Doar is he wedder!“ schrien die Jungen am Ufer und sprangen vor Erlebnisseifer durcheinander.

Es war Jonni. Er hatte seinen Verstand verloren.

... Seit gestern liegt er nun im Gasthof zum goldenen Anker ausgestellt. Zwanzig Pfennige Eintrittsgeld. Ein biederer Fischer steht an der Tür und sammelt die reichlich eingehenden Groschen in seiner schwierigen Hand. Ein gutes Geschäft.

Aber drei Tische reicht Jonni hinweg. Auf der Seite liegt er, damit man genau die Wunde sehen kann, die ihm den Tod gab. Oben drauf die Harpune, krumm gebogen. Daneben hat sich ein Fischer aufgebaut, wie Siegfried, der Lindwurm-töter, und gibt willig Auskunft: ja, es wäre ein schweres Stück Arbeit gewesen. Vier Stunden hätten sie gebraucht, mit drei Booten. Jawoll, morgen solle er ins Museum.

Das ist die Geschichte von Jonni Spiznees, der an seinem Wandertrieb starb.